

eine Stunde im angeregten Gespräch über dominierende Männlichkeit im Bücherregal und zu Unrecht vergessene Schriftstellerinnen.

Zum Schluss schwärmte ich den beiden ganz im Vertrauen schon einmal von der grandiosen italienischen Autorin Goliarda Sapienza vor, die ich gerade vorab lesen durfte und deren bewegte Biografie, deren beispielhafter Mut und deren überragendes literarisches Können nun sehr bald endlich von allen (wieder)entdeckt werden könnten. Ob ich ihnen das bitte aufschreiben würde, sie wollten sich den Namen und das Erscheinungsdatum gern im Kalender notieren, fragte der Herr. Aber mit dem größten Vergnügen, entgegnete ich, mit dem allergrößten Vergnügen!

Maria-Christina Piwowarski

Berlin, im Dezember 2021

Mit gellendem Martinshorn

(entweder bin ich ein ganz dicker Fisch oder – es ist fast zehn Uhr abends – sie haben es allesamt eilig, nach Hause zu kommen) durchqueren wir die Stadt, die mir prächtiger und riesiger denn je erscheint.

Die Nähe dieser sprungbereiten Carabinieri, die in Gedanken bereits in ihrem Feierabend sind, lockert den nervlichen Klammergriff, der, das wird mir jetzt klar, nur Angst vor ihrer physischen Stärke war. Schon einmal habe ich diese Panik verspürt, unter feindseligen Männern zu sein. Das Quäntchen Sicherheit, das eine Frau zu haben glaubt, all die Überlegenheit, die ein Liebhaber, ein Freund, ein Sohn ihr mitunter zuerkennt, verpuffen angesichts des Gefühls physischer – ausschließlich physischer – Unterlegenheit gegenüber zwei oder drei Männern, die es nicht mehr nötig haben, Respekt, Bewunderung oder Mitleid zu heucheln, nur weil man eine Frau und schwächer ist.

Schon einmal bin ich in einer solchen Lage gewesen, unter den Deutschen. Wie konnte ich die bedrohliche Stille im beengten Innenraum eines Wagens wie diesem vergessen, den beißenden Muff ihres Uniformstoffs, vermischt mit dem metallischen Geruch der Schnallen und Knöpfe ... und doch war es nicht leicht, diese Carabinieri mit den Deutschen zusammenzubringen: Sie tragen keine Uniformen.

Als das große, dunkelgrüne Tor durchquert ist, bugsieren sie mich mit sachten, gleichgültigen Stößen aus dem Wagen und überstellen mich wie ein wertloses Paket zwei lächelnden Weiblein, die in ihren trostlosen, unförmigen Blaukitteln wie Grundschulhausmeisterinnen aussehen. Schließlich entfernen sich die schweren Schritte der Männer in Richtung Ausgang und verhallen in der großen, leeren Eingangshalle. Ich bin unter Frauen. Womöglich lässt dieser Gedanke mich lächeln, und dieses Lächeln verunsichert das Weiblein im schlackernden Blaukittel, das flatterig wie ein hungriger Vogel

minutiös meine Tasche durchsucht. Ich darf nicht lächeln, das behindert ihre Arbeit. Harte Arbeit, wie ihr Blick mir zu verstehen gibt, während die andere, weniger Spillerige mich auffordert: »Na los, ziehen Sie sich aus! Ausziehen, und zwar alles!«

Mit geradezu feierlichem Ernst durchwühlen ihre Hände meine Kleidungsstücke. Dann muss ich mich mit gespreizten Beinen nach vorn beugen und mir geht auf: Es ist wegen der Drogen, ich könnte welche in meiner Scheide versteckt haben.

»Tragen Sie etwa 'ne Perücke? Das sind aber schöne Haare: Teresa, guck mal ...« Teresa ist der erste weibliche Name, den ich statt »Lassen Sie sie durch, Maresciallo! ... Rufen Sie mir Brigadiere Mancuso«, »Zu Befehl, Capitano!« und dergleichen höre.

Es sind Menschen, die mich filzen, keine fühllosen Polizisten, für die ich diese eigentümlichen, kläglich gekleideten Gestalten, die wie Kleiderbügel im Zwielficht dieses gähnend leeren Raumes zu baumeln scheinen, bis eben gehalten habe. Während Teresa an meinen Haaren herumzupft und sagt: »Nein, nein, die sind echt«, ziehe ich mich hastig wieder an und bin plötzlich genauso befangen wie am ersten Schultag vor der Lehrerin (ich spüre meinen wieder Kind gewordenen Körper in linkischer Habachtstellung erstarren).

Warum diese kindliche Regung? Inzwischen ist meine Angst nicht mehr physisch. Mit einer ordentlichen Ohrfeige könnte ich alle beide in null Komma nichts auf die Bretter schicken. Die Antwort lässt nicht auf sich warten, als ich, flankiert von den beiden Hausmeisterinnen, zum Weitergehen angehalten werde. Wie damals am ersten Schultag überkommt mich das panische Gefühl, einen rätselhaften, machtvollen Ort betreten zu müssen, über den ich nichts weiß und an dem nichts mehr meinem Willen folgt.

Der lange, breite und niedrige, alle zehn bis fünfzehn Meter von grünlichem Schummerlicht erhellte Gang ist meinen gewohnten Empfindungen so neu, dass ich kurz zurückschrecke. Die beiden

Frauen halten ebenfalls inne und glotzen mich an, wie um zu sagen: Dir bleibt nichts anderes übrig, als uns zu folgen.

Diese Laufgräben in die Untiefen des Schmerzes sind von eisiger Vollkommenheit. Ein langer Schlauch windet sich unaufhaltsam zum Grund, ohne einen Halt, an dem die Hände der Fantasie sich festklammern könnten. Nach dem ersten Gang folgt ein Abzweig nach rechts und es geht noch tiefer hinab, immer tiefer. Jeder Schritt führt weiter nach unten und lässt dich spüren, dass du nie mehr so sein wirst wie zuvor. Diese unterirdischen Laufgräben sprechen von Tod und münden in Gräbern. Tatsächlich hat man einem menschlichen Gesetz folgend einen Teil deines Daseins kassiert, dein Strafregister befleckt, deine Hände zum Nehmen der Fingerabdrücke mit Tinte besudelt: Die, die du vorher warst, ist meldeamtlich mausetot.

Während du weiterstolperst (inzwischen ist es Nacht, auch die Wärterinnen haben es eilig), raunt dein Instinkt dir wie damals in der Schule zu: bloß nicht die Vorgesetzten verärgern. Die Selbstentwertung, die dieser lange Abstieg, das Durchqueren einer großen Gittertür und schließlich, in immer größerer Tiefe, der Anblick von rund einem Dutzend verriegelter Metalltüren rings um einen düsteren Vorraum auslösen, ist so mächtig, dass sie mir wie eine Wohltat erscheint, der sich hinzugeben die kleinen Widrigkeiten des Lebens, die Vorstellungen von Moral, Stolz und Anstand vergessen lässt.

Vor einer der gedrungenen, wuchtigen Eisentüren bleiben die beiden Frauen stehen. Eine zieht ein Schlüsselbund aus ihrer tiefen, ausgebeulten Tasche und macht sich am Schloss zu schaffen. Die uralte Geste ruft versunkene Erinnerungen wach: Kloster, Verlies, Friedhofskapelle und finstere Besenkammer, Karzer deiner Kindheit.

Kalte Schauer kriechen die Knöchel hoch. Draußen war es mild. Der warme römische Herbstwind gaukelte über die Plätze, durch die Straßen und Bogengänge. Ein verhaltener Wind, der noch Rücksicht

nimmt auf das Sterben der großen Platanenblätter. Wochenlang geht das so. Dann wird der sanfte Oktoberhauch mit einem Mal schneidend, und ein Meer rostiger Blätter überschwemmt die große Allee, in der ich wohne. Doch jetzt ist keine Zeit für Erinnerungen.

Vor mir wartet die geöffnete Tür, von den Knöcheln aufwärts hat die Kälte meinen ganzen Körper ergriffen, und mit der befremdlichen Stimme eines verängstigten Kindes (oder einer Bettlerin?) höre ich mich haspeln: »Hätten Sie vielleicht etwas zu essen? Ich habe seit heute Morgen ...«

»Es ist spät, aber ich werde mal nachsehen. Gehen Sie jetzt rein, ich sehe mal nach.«

Kaum bin ich eingetreten, wage ich den Ort nicht in den Blick zu nehmen, den die Frauen aufgesperrt und mit so lautem Scheppern hinter mir geschlossen haben, dass all die tote Finsternis zusammenzuckt. Mit vorgereckten Handflächen fahre ich zur verrammelten Tür herum. Auf Gesichtshöhe befindet sich das vergitterte Rechteck, der einzige Klaff, der im »Alles dicht« sämtlicher aus Büchern, Erzählungen und Filmen bekannter Zellen stets offenbleibt: allbekanntes Inbild der Isolation, das uns mitunter bis in die Träume verfolgt. Das Guckloch ist auf Augenhöhe, ich gehe ganz dicht heran, berühre es fast und spähe hinaus: Im Halbdunkel ist nichts zu sehen, nur schemenhaft eine weitere verrammelte Tür gegenüber. Vielleicht verharrte mein Körper für immer wie versteinert dort, würde nicht ein unmenschlicher Schrei (nur mit Mühe nehme ich ihn als weibliche Stimme wahr) wie ein Blitz durch die Stille lodern und die Dunkelheit erbeben lassen. Wie gebannt lausche ich auf seine Wiederkehr, doch vergeblich, alles ist in unnatürliche Reglosigkeit zurückgefallen, als wäre dieser Schrei nie erschollen. Das ist das Entsetzliche an diesem Zellenkomplex: die unnatürliche Stille.

Oft sehnen wir uns nach Stille, aber die des Lebens ist klangvoll, selbst auf dem Land oder am Meer oder in der Abgeschlossenheit